

Essentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22½ Sgr. (7 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preussischen Monarchie.

Magazin

für die

Man pränumerirt auf dieses Heftblatt der Königl. Preuss. Staatszeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Strasse Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohlthl. Post-Ämtern.

Literatur des Auslandes.

N^o 116.

Berlin, Montag den 26. September

1836.

England.

Die Londoner Kunst-Ausstellungen von 1836.

Erster Artikel.

Wenn ein gewissenhafter Kritiker, dem aber die Zeit sehr sparsam zugemessen ist, vom Kontinente nach London mit dem Auftrage käme, die Englische Malerei und Bildhauerei im Fluge zu beurtheilen, so würde er seinen Komittenten ohne Zweifel nur sehr unvollständige Begriffe davon zurückbringen.

Wosfern er nicht bei seiner Ankunft mit tüchtigen Kenntnissen und hinlänglichen Empfehlungen im Voraus gerüstet ist, wird er sich vielleicht begnügen, dem Hausen zu folgen, der sich nach Somerset-House drängt. Während jedoch die Haupt-Ausstellung der Akademie ihre beiden Flügelthüren geöffnet hat, wird das schaulustige Publikum noch von drei anderen wichtigen, aber weniger populären Ausstellungen, an verschiedenen Orten der Stadt, gleichzeitig zum Besuche eingeladen. Man würde sich also nur einen sehr unvollkommenen Begriff von dem jährlichen Zustande der Kunst in England machen (und ein für alle Mal sey es gesagt, daß Kunst hier bloß die Kunst der Malerei und Skulptur bedeutet), wenn man nicht die vier Ausstellungen kennen gelernt und studirt hätte.

Es wird nicht unnütz seyn, zu erklären, wie und warum sie so getrennt sind.

Wir haben weder die Absicht, noch die Muße, der Königl. Akademie einen Vorwurf zu machen. Im Jahre 1768 gegründet und, ohne die Assistenten zu zählen, aus 40 Akademikern bestehend, füllt sie, mag sie nun eine gute oder eine schlechte Anwendung von ihren Privilegien machen, alljährlich Somerset-House mit den Gemälden und Skulpturen ihrer Mitglieder und ihrer Zöglinge, zum Nachtheil der fremden Konsumenten, welche sie nach Willkür ausschließt.

Hätte sie ihr Ansehen freistimmig ausüben wollen, so wäre die Sache nicht leicht gewesen. Ihr beschränktes Lokal erlaubt ihr nicht, auf ein Mal mehr als tausend bis zwölfhundert Werke aufzustellen.

Demnach waren die Aquarell-Maler, die in der Kunst eine wahre Macht bilden, im Jahre 1804 der Meinung, daß die Akademie für ihre Feierlichkeiten ihnen keinen hinreichenden Platz gewährt. Sie wollten von nun an ihren eigenen Weg verfolgen. Mit Vereinigung ihrer Kräfte gründeten sie die Gesellschaft, welche in diesem Jahre London zu ihrer 32ten Ausstellung einludet.

Dieses Beispiel von Unabhängigkeit, welches der Erfolg krönt, sollte nicht ohne Nachahmer bleiben. Verschiedene ausgezeichnete Künstler sind es endlich müde, den akademischen Stühlen und goldenen Denkmünzen ihr Gesuch vergeblich vorzutragen. Eine neue Gesellschaft wird gegründet, welche alle Gemälde und Marmor-Arbeiten, mögen sie nun von Somerset-House zurückgewiesen seyn oder nicht, aufnehmen wird. Dieser Verein von Britischen Künstlern empfiehlt sich jetzt durch seine dreizehnte Ausstellung, die mehr als tausend Werke enthält.

Nichts vermöht so sehr, als das Glück. Ihres Ursprungs vergebend, hatten sich die seit 1804 vereinten Aquarell-Maler nach und nach gegen junge Künstler noch eifersüchtiger gezeigt, als es je die Akademiker selbst gewesen waren. Glücklicherweise ist die Quelle der Vereine unerschöpflich. Die Unzufriedenen treten wieder zusammen; sie wenden sich an die Gunst des Publikums; sie finden Ermunterung, und ein neuer Verein von Aquarell-Malern kündigt gegenwärtig seine fünfte Ausstellung in der Stadt an.

Es giebt also vier verschiedene Ausstellungen, welche mit ungleichen Berechtigungen auf die Theilnahme und die Gunst des Publikums Anspruch machen, von denen aber keine zu verachten ist. Wenn wir die Nummern ihrer vier Verzeichnisse zusammenrechnen, so finden wir, daß sie im Jahre 1836 zweitausendsechshundertvierundsechzig Werke der Zeichnung, der Skulptur und der Malerei, also ungefähr 300 Stücke mehr, als die diesjährige Pariser Ausstellung hatten.

Es würde einfacher und bis auf einen gewissen Punkt auch passender seyn, wenn sie alle, wie im Louvre, in einem einzigen gemeinschaftlichen Gebäude vereinigt wären. Ich will jedoch nicht behaupten, daß die Trennung nicht ihre Vortheile hat. Wettstreit wird ohne Zweifel überall aus der unmittelbaren Zusammenstellung von Werken entstehen; aber fördert nicht eine entschiedene und fast feindliche Konkurrenz noch besser die Fortschritte der Kunst?

In Bezug auf die bequeme Uebersicht für den bloß Neugierigen und den Kunstliebhaber, wird die leichte Mühe, vier verschiedene Ausstellungen zu besuchen, nach meiner Ansicht hinlänglich durch den Vor-

theil belohnt, daß man nicht von einer einzigen allgemeinen Ausstellung überschüttet wird, die den Betrachtenden zu Boden drückt und verblüßt.

Es sind also nicht weniger als vier Ausstellungen zu besuchen. Dies ist ein saures und mühsames Geschäft; darum werden wir sie nur schnell hinter einander durchgehen und uns bloß auf die Beobachtung des allgemeinen Charakters und der hervorsteckendsten Werke einer jeden beschränken. Wir wollen nächstens versuchen, ihren Gesamtwertb abzuschätzen.

Italien.

Dante, Petrarca und Boccaccio.

Von A. W. v. Schlegel.

(Fortsetzung.)

Wie es sich aber auch mit der Verbreitung der Secte der Waldenser, mit ihrer Dauer oder Vertilgung im übrigen Italien verhalten mag, ja, wenn wir selbst mit Herrn Rosselli annehmen, daß die Mitglieder des geheimen Vereins durchaus gleiche Ansichten gehabt hätten, so ist doch ein wesentlicher Unterschied vorhanden, der die Letzteren von jenen Ersteren himmelweit entfernt. Die Albigenser und Waldenser bekannnten ihre Ueberzeugung offen und frei; als tugendhafte Männer lebten sie nach den Vorschriften ihres Glaubens und starben für denselben. Die Vereinsgenossen dagegen verbargen sich sorgfältig und trieben die Verstellung so weit, daß sie religiöse Gebräuche mitmachten, die sie im Innern verdammt, ein Benehmen, das die Waldenser für gottlos gehalten hätten.

Die geheime Gesellschaft hat in der That ihr Geheimniß wunderbar streng bewahrt, daß nach so viel Jahrhunderten Herr Rosselli der Erste ist, der es entdeckt. Sie hat dazu ein vortreffliches Mittel gewählt, nämlich weder gehandelt noch gesprochen. Doch nein, ich irre mich, sie hat zu gleicher Zeit zu schweigen und zu sprechen gewußt; sie hat gesprochen, ja, geschwört, aber in einer Sprache, die für Jedermann unverständlich war, die Mitglieder des Vereins ausgenommen. Diese aber brauchten nicht mehr überredet zu werden, und die Anderen lasten, ohne sich etwas Arges dabei zu denken. Sie glaubten, Lieder der Liebe voll reiner, idealer Gefühle zu lesen und abuten nichts von dem Giftbauch der Hexerei. Zu welchem Zweck hätten wohl so viel Dichter (denn keiner aus dieser Epoche entgeht dem Späherblick des Herrn Rosselli) ihren Geist auf die Folter geschraubt, um so viel Bewandlungen eines und desselben Themas zu erfinden und in Verse zu bringen? Denn wenn wir die unglaublichen Auslegungen des Herrn Rosselli für wahr annehmen, so hat nichts in diesen verbüllten Stellen dazu beigetragen, auch nur eine bereits in Aufnahme gekommene Meinung zu befestigen, sondern sie wären ewig bloß mühsame Räthsel geblieben.

Man erzählt, der Barbier des Königs Midas habe, als Letzterem eine häßliche Verwandlung widerfahren, aus Furcht, daß ihn sein Geheimniß erdrücken möchte, um sich Erleichterung zu verschaffen, zwischen dem Schilf eines Teiches ganz leise gesagt: „Der König Midas hat Eselsohren!“ Der besagte Verein gleicht diesem Barbier ausnehmend; nur war der Erfolg verschieden. Das Schilf, als es emporgewachsen war, wiederholte im nächsten Jahre, wenn der Wind es bewegte, dieselben Worte, und so hatte der Barbier die Freude, das Geheimniß ausgeplaudert zu sehen, ohne daß man ihn einer Indiscretion beschuldigen konnte. Die Vereins-Mitglieder hingegen murmelten, nach Herrn Rosselli, unaussprechlich zwischen den Zähnen: „Der Papst ist der Antichrist!“ ohne daß jemals ein Echo erwachte, welches ihre Lehre populair gemacht hätte.

Herr Rosselli hat einem Einwurf, der sich sehr natürlich darbietet, zuvorzukommen wollen. Haben die Häupter der Kirche die ganze Zeit hindurch nicht gemerkt, daß man auf sie schmäde, und daß man ihre Macht zerschütten wolle? O, allerdings, sagt er, sie wußten es sehr wohl, aber sie hielten es für klüger, sich zu stellen, als verstanden sie es nicht. So ging Alles sein höflich vorüber; man lachte von beiden Seiten unter der Kappe, und die Nation allein war der Narr.

Wahrhaftig, wenn der Verein von der Art gewesen wäre, wie Herr Rosselli ihn schildert, so hätten die Häupter der Kirche sehr Recht gehabt, ihn zu verachten. Ein einziger Mann von Savonarola's Schrot und Korn war fürchtbarer, als Tausende so kindischer und erbärmlicher Gegner.

Die Beförderung jedes einträglichen Aberglaubens, der Handel mit Ablassbriefen, die Kunstgriffe zur Versicherung der schon viel zu begüterten Kirche, die Verderbung der Sitten des Klerus und besonders des päpstlichen Hofes, der weltliche Ehrgeiz, der Nepotismus und das

anstößige Leben der Päpste selbst, kurz Alles, was die Vereingegenossen verabscheuten, das Alles ging zwei Jahrhunderte hindurch nicht nur seinen gewöhnlichen Gang fort, sondern wurde immer ärger, ohne daß die Eingeweihten der Sekte sich jemals aus Tageslicht hervorwagten, ohne daß sie den geringsten Versuch machten, die Völker um sich zu sammeln. Wer kann an einen Verein glauben, der zahlreich gewesen seyn, ganz Italien wie mit einem Netz überzogen, die ausgezeichnetsten Talente unter seinen Mitgliedern gehabt und doch kein anderes Lebenszeichen von sich gegeben haben soll, als jämmerliche Wortspielereien.

Diesem Verein nun schreibt Herr Rosselli einen großen Einfluß auf die Reformation des sechzehnten Jahrhunderts zu. Da er aber dießseits dieser Epoche stehen bleibt, so können wir uns die Mühe sparen, ihn im Voraus zu widerlegen. Es ist gegen alle Regeln der Logik, einen entfernten, dunklen und mehr als zweifelhaften Grund aufzusuchen, wenn die naheliegenden Gründe deutlich und stark genug sind, um eine Begebenheit zu erklären. Luther's Reformation fand einen mächtigen Wiederhall in Europa. Italien konnte dieser Enthüllung nicht fremd bleiben, aber es empfand sie später, als andere an Deutschland gränzende Länder. Und hat man übrigens wohl jemals sagen hören, daß die Italiänischen Protestanten ihre Grundzüge von einer alien geheimen Gesellschaft hergeleitet hätten? Ihre offen anerkannten Draht waren Luther, Melancthon, Zwingli, Calvin und andere Reformatoren, mit denen sie in Verbindung standen.

Selbst in der Zeit, wo der Religions-Aufstand in Deutschland ausbrach, war man in Italien mit ganz anderen Dingen beschäftigt. Die schönen Künste hatten ihren Gipfel erreicht. Zu Rom vollendete man den gewaltigsten und herrlichsten Tempel, der jemals zu Ehren irgend eines Kultus errichtet worden. Michel Angelo und Raphael strengten ihren Genius um die Wette an, um die Pracht der Römischen Kirche zu verschönern und ihre Triumphe zu verherrlichen. Niemand schien zu ahnen, daß die Herrschaft derselben bis in ihre Grundvesten erschüttert sey.

In mehreren Italiänischen Schriftstellern der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts (zum Beispiel im Macchiavelli) ist an unzweideutigen Symptomen leicht ein ganz anderer Geist zu erkennen, als der, welcher die Reformatoren befeuerte: ein allgemeiner Scepticismus, der, wie gewöhnlich, von der größten Gleichgültigkeit gegen alles Religiöse, worin diese Autoren nur ein politisches Werkzeug sahen, begleitet ist.

Jedermann weiß, daß Dante und Petrarck die Verderbtheit des Hofes von Rom und Avignon und die Mißbräuche des Kirchenregiments ohne Schonung gerügt haben, aber noch nie hatte Jemand gesagt, daß sie sich, wäre es auch nur im verborgenen Winkel ihres Innern, von der katholischen Kirche getrennt oder deren Lehren verworfen hätten. Was wir hier von diesen großen Männern sagen, hat nicht zum Zweck, ihren Ruf als Rechtgläubige wiederherzustellen; nur in ihrer Eigenschaft als Dichter müssen wir sie rechtfertigen und den Flecken tilgen, den Herr Rosselli ihrer Stirn ausdrücken will.

Als er von Dante spricht, ruft er aus: „Wahrlich, die Religion, diese Tochter des Himmels, wird darum nicht minder heilig seyn, wenn es bewiesen ist, daß eine zitternde Muse, um sich unverwundbar zu machen, von der Furcht bewogen wurde, sich ihrer als Deckmantel zu bedienen!“ — Was sollen diese gedrechselten Phrasen anders sagen, als daß die Furcht den Dichter zum Heuchler gemacht habe? Dante's Muse zitternd! Passender wäre von ihr der Ausdruck donnernd! Er hat sein großes Gedicht unter der Last eines Todesurtheils verfaßt, als er, von Florenz verbannt und seines väterlichen Erbes beraubt, von einem unsicheren Asyl zum anderen irrt; er hat es bei seinen Lebzeiten bekannt gemacht, obgleich dies Gedicht von der Art war, daß es ihm die Feindschaft vieler Mächtigen und besonders der kirchlichen Würdenträger zuziehen mußte. Er fühlte die schmerzlichste Sehnsucht nach seinem Vaterlande; er hoffte noch, daß die seinem Gedicht gezollte Bewunderung das gegen ihn gefällte Urtheil rückgängig machen und daß man ihn in demselben Baptisterium mit dem Lorbeer krönen würde, wo er über die Taufe gehalten worden. Hat er aber deshalb wohl den Florentinern im mindesten geschmeichelt oder sie nur geschont? Sagt er ihnen nicht die bittersten Wahrheiten? Und dieser lähne, stolze Geist, der im Unglück nur noch größer wurde, dieses zugleich so fromme und beschauliche Gemüth, sollte freiwillig durch eine fortwährende Lüge das doppelte Heiligthum der Religion und der Poesie entweiht haben!

Um sein Zweideutigkeits-System zu unterstützen, erinnert Herr Rosselli an den allegorischen und dunklen Charakter der „göttlichen Komödie.“

Dante's Dunkelheit rührt von seiner überaus lakonischen Kürze her, so wie von der oft veralteten und mit gewaltigen Licenzen untermischten Sprache; von tausend Anspielungen auf jetzt wenig mehr bekannte oder ganz verwichene Züge aus der Geschichte oder aus dem Leben einzelner Männer; von einer wissenschaftlichen Sphäre, die von der unstrigen ganz abweicht, indem sie aus der Physik und Metaphysik des Aristoteles, nach dem damaligen Verständnis derselben, ferner aus der Astronomie des Ptolemäus und aus der Theologie der Kirchenlehrer, namentlich des Thomas von Aquino und des heiligen Bonaventura, bestand; mitunter auch von der Sonderbarkeit dieses einsamen Geistes, der in Allem, in Ausdrücken, Metaphern und Vergleichen, die betretenen Pfade vermied. Niemals aber findet man jene verworrene Dunkelheit, die aus der Unklarheit der Gedanken und des Stils entsteht. Ist man erst einmal in den Sinn eingedrungen, so hat man auch etwas Wesenhaftes. Uebrigens sind der Stellen, die unerklärlich geblieben oder geworden, nicht so gar viel. Es würden ihrer noch weniger seyn, wenn die alten Kommentatoren mit mehr Kritik bei ihrer Arbeit zu Werke gegangen wären. In dieser Hinsicht haben die neueren Erklärer den Vorzug; aber sie sind wieder mit der Denkweise des Dichters und seiner Zeitgenossen nicht so vertraut. Dante strebte nach Universalität des Wissens, und um ihn richtig zu beurtheilen, muß man die Armut seines Materials kennen, welche die Quelle seiner Irrthümer ist.

Das Mittelalter hatte einen vorherrschenden Geschmack für die Allegorie. Später sieht man sie noch in der Malerei figuriren, und die dramatische Poesie hat damit begonnen. Die Personifizirung einer allgemeinen oder abstrakten Idee hat nichts Zweideutiges, aber in der Dichtkunst ist sie, ihrer Klarheit ungeachtet, stets etwas kalt. Soll man an die Wirklichkeit eines idealen Wesens glauben, so muß es individuelle Züge annehmen; dieser Fall hat in der Mythologie stattgefunden. Die meisten Gottheiten Griechenlands waren ursprünglich Symbole der Naturmächte oder der Seelenkräfte; aber es waren nicht Personifizirungen, welche die Reflexion für diesen Zweck besonders erfunden hatte, sondern vielmehr unwillkürliche Schöpfungen einer jugendlichen Phantasie, für die Alles in der Natur besetzt war. Die Tradition schuf dann eine Geschichte dieser Gottheiten und verwandelte sie dadurch in Individuen. Eben so hat Dante in seinen Personifizirungen den idealen Theil und den individuellen Charakter dermaßen mit einander verschmolzen, daß es nicht mehr möglich ist, sie zu trennen. Der Wanderer, der die drei Regionen durchschreitet, wo die Seelen je nach ihrem sittlichen Zustande sich aufhalten, ist der natürliche Mensch; aber es ist auch er, der Dichter selbst, Dante Alighieri, mit all seinen besonderen Lebensverhältnissen. Virgil stellt die noch nicht durch die Offenbarung erleuchtete Vernunft vor; aber es ist auch der Lateinische Dichter, den das ganze Mittelalter als einen großen Weisen verehrte. Beatrice repräsentirt die Wissenschaft der göttlichen Dinge; aber es ist auch Beatrice Portinari, deren keusche Schönheit auf Dante von seiner frühesten Jugend an einen so tiefen Eindruck gemacht hatte. Was ist denn nun in dieser Verbindung so Unbegreifliches? Das Schöne ist ein Widerschein der göttlichen Vollkommenheit in der sichtbaren Welt, und nach der Platonischen Vorstellung verleiht eine reine Bewunderung die Flügel, deren die Seele bedarf, um sich zu den himmlischen Regionen emporzuschwingen.

Ueber einige spezielle Allegorien ist viel hin und her gestritten worden, und die Kommentatoren haben über den Sinn derselben nicht einig werden können. Das beweist, daß sie nicht glücklich erfunden waren, aber man kann sie zur Seite liegen lassen, ohne daß dem Ganzen dadurch Abbruch geschieht.

Die Visionen am Schluß des Fegfeuers (Gesang 32), wo Dante viele Bilder aus der Apokalypse entlehnt hat, beziehen sich auf die Intriguen und Händel zwischen Bonifaz VIII. und Philipp dem Schönen und auf die Versetzung des heiligen Stuhls nach Avignon. Der Dichter hat sich hier prophetischer Formen bedienen müssen, weil diese Ereignisse in eine spätere Zeit fallen, als seine ideale Wanderung, nämlich erst nach dem Jahre 1300. Dessenungeachtet ist die Allegorie sehr klar, und alle Erläuterer haben sie verstanden.

Man kann von Dante in dem eben von uns angedeuteten Sinne sagen, daß ihn ein antipapistischer Geist befeelt habe; meint man aber damit die Verwerfung einer obersten Central-Gewalt in der Kirche und den Wunsch, den heiligen Stuhl zu stürzen, so war ihm nichts so fern, als ein solcher Gedanke. In dieser Beziehung ist die Rede, die er den heiligen Petrus (Paradies, 17) halten läßt, entscheidend. Die Heiligkeit der Institution an sich wird darin behauptet, ungeachtet der schrecklichen Entartung, in die sie versunken. Diese ganze Stelle ist prächtig. Das Himmelslicht, welches die Seele des Apostels einschließt, erdötet vor Unwillen; das Firmament färbt sich; es entsteht eine Finsterniß wie in dem Augenblicke, wo der Heiland starb, und es ertönen folgende Donnerworte: „Der, welcher auf Erden meinen Platz sich anmaßt, meinen Platz, sage ich, den erledigten im Angesichte des Sohnes Gottes, hat aus meinem Kirchhof eine Kloake voll Blut und Urath gemacht, so daß der Geist des Bösen, von der Höhe der Himmel hinabgestürzt, sich dort unten wohlgefällt.“ Diese Verse zielen auf Bonifaz VIII. Im Verfolg seiner Rede bezeichnet der Apostel im Voraus das sündhafte Leben der ersten Päpste zu Avignon, Clemens V. und Johann's XXII., indem er denselben die Heiligkeit seiner ersten Nachfolger, die für den Glauben zu Märtyrern geworden, gegenüberstellt.

Ist es nun wohl überhaupt möglich, stärkere und kühnere Dinge zu sagen? Gewiß, diese Worte hallten nicht bloß in Italien wieder; der Hof von Avignon, wo damals Johann XXII. thronte, mußte davon erbeben. Der große Mann, der so zu sprechen wagte, was hatte der zu verbergen? Ist es glaublich, daß er, um seine Gedanken nur von einigen Vertrauten ertauschen zu lassen, in Logogryphe und Alroffischen eingelleidet haben sollte, was er mit Donnerstimme auf öffentlichem Markt gepredigt hatte?

Dasselbe, was von Dante, gilt auch von Petrarca. Auch er hat unumwunden gesprochen und die Päpste seiner Zeit offen angegriffen. In seinen Briefen giebt er das gräßliche Gemälde vom Hofe zu Avignon. Diese Briefe, sagt Herr Rosselli, wurden erst nach seinem Tode veröffentlicht. Aber so viel wir wissen, würden Petrarca's Briefe sehr bewundert und gingen von Hand zu Hand; die Behauptung hätte also bewiesen werden müssen; indeß wir wollen dies hingeben lassen. Herr Rosselli glaubt, in Petrarca's Lateinischen Hirtengedichten, einer Nachahmung Virgil's, für seine Hypothese eine bedeutende Stütze gefunden zu haben. Im sechsten dieser Gedichte werden uns St. Petrus und Clemens VI. im Hirtengewande und unter den Namen Pamphilus und Mitton vorgeführt. Im siebenten stellt die Nymphe Epy, Geliebte des Papstes, die Stadt Avignon vor. Bei dieser Gelegenheit giebt uns Herr Rosselli eine Probe von seiner Griechischen Gelehrsamkeit: Epy, semiradice di Epylogo et Epycuro, indica quella città epicurea in ristretto, in epilogo. (Epy, die halbe Wurzel von Epylog und Epykur, bezeichnet jene epikuräische Stadt im summarischen Inbegriff, im Epilog.) Wir verweisen hier den gelehrten Professor an die ersten besten Schulknaben, die vielleicht so boshaft seyn werden, ihn bei dem Glauben zu lassen, daß seine Orthographie richtig und seine Etymologie vortreflich sey. Die Sache ist jedoch kein Räthsel der Sphinx; *alav* heißt „steil“; es ist also offenbar eine Anspielung auf

Avignon's Lage. In einem seiner Briefe sagt Petrarca: In rupe horrida tristis sedet Avennio olim; nunc pontifex maximus Romanus, propriis sedibus desertis, obstante, ut arbitror, natura, caput orbis effluere nititur, oblitus Laterani et Silvestri. (Auf starrtem Fels hängt das einst trübselige Avignon; jetzt will es der Römische Papst, nachdem er die eigene Residenz verlassen, gleichsam wider die Natur zur Hauptstadt der Welt machen, des Lateran und Silvester nicht mehr gedenkend.) Petrarca hat zwar einen Fehler begangen, daß er das Griechische Wort nicht im weiblichen Geschlecht setzte: *αἰνεία*, *Αἰνεία*; indeß war die Griechische Sprache damals noch nicht Allen zugänglich; er hatte sich vergeblich bemüht, sie zu lernen.^{*)}

Es wundert mich, daß Herr Rosselli die zweite Ekloge nicht erwähnt hat, die sich auf ein schon fernes Ereigniß bezieht, auf den Tod des Kaisers Heinrich VII. (im Jahre 1313), dessen Namen (Arrigo) nur wenig verändert ist, nämlich in Argus, um ihm einen klassischen Anstrich zu geben. Hier hätte Herr Rosselli den Petrarca so zu sagen auf frischer That ertappen können, denn er belehrt uns ja, daß die Sektierer den Namen dieses Kaisers nicht nur in Chiffren und Anagramme brachten, was ihnen wohl vergönnt seyn konnte, sondern daß sie ihn auch vergötterten und Gott und Christo gleichstellten. Es ist sehr natürlich, daß die Gibellinen den frühzeitigen Tod Heinrich's VII. beklagten, aber von Seiten der Sektierer würde eine solche profane Huldigung ziemlich zwecklos gewesen seyn. Würde vielleicht der Zufall den Kaiser nach Italien geführt haben, damit er dort der Sekte einen Triumph über die Römische Kirche bereite?

Das Hirten-Gewand ist ein leichter durchsichtiger Schleier. Wenn Clemens VI. und seine Kardinäle ihn nicht zu lüften vermochten, so muß man ihren geringen Scharfblick bedauern. Der Dichter wollte errathen seyn, und er wurde es. Man findet einen Theil dieser Anspielungen in der Italiänischen Literatur-Geschichte von Ginguenot erklärt.

Wenn aber Petrarca als Chorherr, und da er mit den beiden Brüdern Colonna, dem Bischof von Lombez und dem Cardinal, in Verbindung stand, in seinen Hirten-Gedichten einige Schonung beobachten zu müssen glaubte, so warf er doch in den vier berühmten Sonnetten, 91, 103, 106 und 107, jede Fessel von sich. Diese, wegen der edlen Entlassung, aus der sie hervorgegangen, und um ihrer männlichen Beredsamkeit willen so bewunderungswürdigen Sonnetts sind von derselben Kraft, wie die oben angeführte Stelle im Dante. Der Päpstliche Hof wird darin das habgierige gottlose Babylon genannt, welches das Maß des himmlischen Jocus überfüllt hat, ein Nest des Verraths, eine Schule der Irreligion, ein Tempel der Kezerei, der allen Lastern geweiht ist, der Trunkenheit und Blüthe, und dessen wollüstigen Festen Nebel in Person bewohnt. Der Dichter verkündet in prophetischer Rede eine Katastrophe, die mit dem Schisma und der Absetzung dreier Päpste auf dem Konstanzer Konzil sehr bald eintrat. In diesen Zeiten herrscht einiges Dunkel, aber der Gegenstand aller dieser Verwünschungen ist deutlich genug bezeichnet.

Diese Sonnetts, die eine ganz andere Verbreitung erhielten, als Lateinische Verse, wurden noch bei Lebzeiten Petrarca's publizirt, und da seine Italiänischen Dichtungen in chronologischer Folge geordnet sind, so kann man den Zeitpunkt ihres Entstehens genau bestimmen.

Petrarca befand sich in einer günstigeren Lage als Dante; seine unerhörte Berühmtheit diente ihm zum Schutz. Er war das Orakel der Gelehrten, das Idol der Verehrer der schönen Poesie, der Vertraute, der Freund mehrerer Fürsten und der Stolz seiner Nation. Mutig geäußert, ist die Wahrheit auch eine Macht; seine Sonnetts fanden freie Bahn in Italien, und die hinternachkommende Censur des Tridentiner Konzils hatte keine Wirkung.

Die Sache muß mit diesen vier Sonnetten erschöpft scheinen: Alles, was man noch hinzufügen könnte, würde nur noch eine Wiederholung seyn. Aber Herr Rosselli ist damit nicht zufrieden. Wenn der Dichter auf tausendfältige Weise die Schönheit, Anmuth und Jugend seiner Laura preist, so ist es immer das Rauberwäldchen der Sektierer, und dasselbe gilt von allen Sängern der Liebe. Dante's Beatrice ist die Sekte; Cino da Pistoia's Selvaggia ist die Sekte; Petrarca's Laura ist die Sekte; Boccaccio's Fiametta ist wiederum die Sekte, genug, die Sekte ist die Allerwelts-Geliebte. Dank ihr, trotz ihrer Kezerei, daß sie zu so viel herrlichen Versen Anlaß gegeben hat.

(Schluß folgt.)

Ostindien.

Miß Martineau und die Insel Ceilon.

(Aus dem Asiatic Journal.)

Schon lange Zeit gab es an der Küste von Ceilon Europäische Kolonisten, und noch wußte man sehr wenig von dem Innern dieser großen Insel. Für die Wohlfahrt der Eingebornen konnte wegen der feindseligen Stimmung des Hofes von Kandi so gut als nichts geschehen; aber die raschen Fortschritte, welche in den letzten Jahren gemacht worden, geben uns gegründete Hoffnung, daß die Britische Regierung in möglichst kurzer Zeit alle Hindernisse beseitigt haben werde. Die ganze Insel steht jetzt unter Britischer Kontrolle, und bereits ist mit geringen Mitteln so viel geleistet worden, daß man an dem Endresultate unter glücklicheren Umständen nicht zweifeln kann.

Miß Martineau, die berühmte staatswirtschaftliche Schriftstellerin, hat unter dem Titel „Zimmt und Perlen“ vor einiger Zeit eine

^{*)} Wir erlauben uns hier die bescheidene Bemerkung, daß Petrarca unter Epy allerdings das Femininum gemeint haben kann, denn obgleich das besagte Griechische Eigenschaftswort gewöhnlich *αἰνός*, *αἰνία*, *αἰνί* flektirt wird, so kommt doch bei Homer auch *αἰνός*, *αἰνί*, *αἰνός* vor, und *αἰνί* lautet nach dem Itacismus und nach der Neugriechischen Aussprache epy.

Anm. v. Ueberf.

Erzählung herausgegeben, die auf Ceilon spielt. Darin thut sie sowohl den Bemühungen der Britischen Behörden, als dem ganzen Zustande der Insel, den sie gar nicht kennt, das größte Unrecht. In einer Reihe von Briefen, welche die in Ceilon erscheinende Zeitung mittheilt, finden wir eine Widerlegung der zahlreichen falschen Behauptungen unserer sonst so gewissenhaften Staats-Ökonomen.

Miß Martineau verweilt in ihrem Romane besonders lange bei dem elenden Zustande des Eingalesischen Landvolkes, dessen Ursachen sie ausschließlich darin finden will, daß die Regierung sich das Monopol des Zimmets und der Perlen vorbehalten habe. Die Erzählung beginnt mit der Beschreibung eines nächtlichen Abenteuer, welches ein junger Bauer, Namens Rayo, und seine Braut Marana freiwillig bestanden. Das liebende Paar ist zu arm, als daß sie einander heirathen könnten, „denn sie haben nicht Geld genug, um ein Haus zu bauen und neue Kleidung anzuschaffen.“ Eine kleine harmlose Schmuggerei ist das einzige Mittel, was helfen kann; und so steuern sie sich bei Nacht und Dunkel auf einem ganz schlichten Floß nach dem Revier der Perlenmuscheln, das von der Regierung bewacht wird. Rayo gelangt wohlbehalten dahin, taucht unter in die Tiefe und holt einige Muscheln herauf. „Das Floß“, sagt Miß Martineau, „würde den Wachtbötten der Regierung nur wie ein Stück Treibholz vorgekommen seyn, hätten nicht die kostbaren Steine an Marana's silbernen Haarnadeln zu hell gesunkelt.“ Wir bemerken einseitig nur, daß die schöne Marana für einen so kostbaren Reiz recht gut ein halbes Duzend Häuser und die anständigste Ausstaffirung für sich und ihren Geliebten kaufen konnte, und daß Beide zum Tollhause reif gewesen wären, wenn sie, im sicheren Besitze eines solchen Schatzes, um einiger Perlenmuscheln willen ihr Leben und ihre Freiheit gewagt hätten. Diese Scene ist übrigens nur der Text zu einem Raisonnement, in welchem die kluge Miß unter Anderem sagt: „Wenn die Regierung ihre Perlen-Bänke denen überlassen wollte, die jetzt um den lärglichsten Lohn als Taucher dienen, so würde sie bald in einem Jahre mehr gewinnen, als jemals fünf Perlen-Fischereien ihr eingebracht haben.“ Es ist wahrlich zu bedauern, wenn so kluge Ladies recht eigentlich ins Blaue hinein raisonniren. Unser Kritiker sagt in seiner Widerlegung zunächst, es sey ganz unwahr, daß die bei der Perlen-Fischerei angestellten Personen so kärglichen Tagelohn bekämen, und beweist dies, indem er die Löhnung spezifizirt, auch der Menge freiwilliger Arbeiter gedenkt, die aus bloßer Speculation von dem Kontinente Ostindiens herüberkommen, um bei den Perlen-Bänken beschäftigt zu werden. Er widerlegt alsdann die Behauptung, daß der Wohlstand der Insel dadurch gefährdet würde, wenn man die Perlen-Fischerei den Bauern überließe, und schließt mit folgender interessanten Noth:

„Man nimmt an, daß die Perlen-Auster in ihrem siebenten Jahre vollkommen entwickelt ist. Vor dieser Periode hat sie noch nicht Reife genug; nach dieser Periode aber altert sie: das Thier stirbt — die Schale öffnet sich — der fleischige Theil, in welchem die Perle steckt, vermodert, und die Perle selbst löst sich auf. Man muß also ein sehr wachsam Auge darauf haben, daß jede Perlenbank genau in der Periode der Reife abgefischt werde, indem alle sieben Jahre nur etwa zwanzig Tage die rechte Periode dieser Fischerei sind. Wären die Perlen-Bänke so zahlreich und produktiv, daß sie jedes Jahr einen reichlichen Fang abgaben, so hätten wir sehr bedeutende jährliche Fischereien; da dies aber nicht der Fall ist, so ist der Ertrag in manchem Jahre gering und in anderen Jahren gleich Null, Beides aus dem einfachen Grunde, weil keine reise Perlen-Auster vorhanden sind. Außerdem verdient Erwägung, daß die Operation des Fischens nur in der windstillen Periode — welche um den 5. März anzufangen pflegt und nicht viel über einen Monat dauert — in den tiefen Gewässern, wo die Perlen-Bänke sich befinden, mit Erfolg von Statten geht, weil die See alsdann heiter und frei von Strömungen ist. Es existirt aber in der That kein Monopol der Perlen-Fischerei, d. h. im gewöhnlichen Sinne des Wortes. Die Perlen werden in Ceilon den Meißbietenden verkauft, und ihr Preis richtet sich nach dem Preise der Perlen auf allen anderen Märkten.“

Miß Martineau argumentirt in der falschen Voraussetzung, daß der Perlen-Berath unbeschränkt sey, was aber nach Obigem durchaus nicht der Fall ist. Sie meint außerdem, die Freiheit des Fischens würde den Wohlstand der Eingebornen vermehren und also in kurzem den Charakter und die Sitten derselben wohlthätig umgestalten. Diese Idee verräth eine besagenswerthe Unbekanntheit mit dem Charakter der Orientalen überhaupt. Unser Kritiker bemerkt hierüber: „In wessen Vortheil verwendet man das Geld, welches unter der gegenwärtigen Verwaltung gewonnen wird? Wenn die Verwaltung nicht eben so schwach als nichtswürdig ist, so geschieht es zum Vortheil der Bewohner Ceilon's. Wir können also nur fragen: Würde Ceilon's Wohlstand blühen, wenn die Eingebornen selber das Geld in Empfang nähmen, welches aus dem Verkauf der Perlen resultirt, wenn die Fischerei derselben so unbeschränkt wäre, wie die der Steinbütten im Kanal? Steht es schlechter um das Land, weil die Regierung selbst diese Summen einnimmt und zu Förderung des gemeinen Besten verwendet? Ceilon kann nimmermehr zu wahren Wohlstande sich erheben, so lange es keine Communication mit dem Innern, keine Landstraßen giebt, vor Allem aber, so lange die Mittel zur Bewässerung fehlen, in deren Ermangelung ein so großer Theil des Bodens eine Wüste bleibt.“

Wir knüpfen hieran folgende bescheidene Frage: Sind denn die Eingebornen mit ihren wahren Interessen auch hinlänglich vertraut, um solche Arbeiten aus freien Stücken zu übernehmen, oder haben wir nicht Grund genug zu dem Argwohn, daß sie, mit ihrem Gelde sich begnügend, schon an der Schwelle des Unternehmens ausrufen und es für überflüssig halten würden, einem Vortheil, der ihnen als solcher gar nicht einleuchtet, nachzustreben? Schon lange bevor Miß Martineau ihre Romane schrieb, hat man den Eingebornen Ceilon's recht gute

Sectionen in der politischen Dekonomie gegeben, wie uns van Sanden's *) Tagebuch vom Jahre 1786 lehrt.

„Ich fragte“, heißt es, „den Wannia, wie es nur zugehe, daß in einer an Flüssen so reichen Gegend Wassermuth entstehen könnte, und warum es denn unmöglich sey, diesem Uebel durch einen Damm abzuhelfen? Ich bemerkte, daß ich nicht verstanden wurde, und ließ demzufolge einen hoblen Baum bringen, an dem ich ihnen praktisch zeigte, wie leicht dieses Projekt zu realisiren sey. Man entgegnete mir, die Bevölkerung habe durch Auswanderung und Seuchen so fühlbar abgenommen, daß Werke von solcher Größe nicht mehr ausgeführt werden könnten, und die Leute kultivirten jetzt nur so viel, als zu ihrem jährlichen Bedarf ausreichte. Ich bemerkte dem Wannia und den Uebrigen, gerade dieser Umstand sey dem Anwachs der Bevölkerung hinderlich, und wenn jeder Land-Eigenthümer mehr anbaute, als zu seinem eigenen Unterhalt erforderlich sey, so könnte er den Ueberschuß nach Trincomale schicken und das Geld dafür einnehmen. Jetzt, sagte ich, schleppen die Leute aus Madras alles Geld aus dem Lande, und dieses Geld kommt nie zurück, weil wir ihnen keine Produkte dagegen anbieten können.“ — Bei einer andern Gelegenheit richtete der Verf. ähnliche Ermahnungen an die Eingaleesen: „Auf ihre Bemerkung“, so erzählt er, „daß sie als Kaufleute und Fischer keine Landwirtschaft treiben könnten, entgegnete ich, ihr Kaufmannsstand sey zwar der Gesellschaft von Nutzen, werde aber den Ruin der Bewohner und zuletzt ihren eigenen Untergang herbeiführen, wenn ihr Land keine Ausfuhr-Artikel hervorbrächte, die sie gegen die Einfuhr-Artikel austauschen könnten. Wenn Ihr, so sagte ich, zum Landbau wirklich keine Zeit übrig habt, so solltet Ihr wenigstens die Hochlande von dem Gestrüpp und Unkraut reinigen und Kokos-Palmen, Areca, Teak, Fenchel u. s. w. an dessen Stelle pflanzen u. s. w.“

In einer andern Gegend bemerkte van Sanden sehr viel Töpfer-Erde. Er sagte den Personen, die der Regierung Backsteine und Ziegel lieferten, sie möchten sich doch zum Festmachen der Mauer lieber einer Anzahl Büffel, als träger Malabaren bedienen; allein es ist schwer, ein Reizmittel zu finden, wo das Klima selbst die Eingebornen nicht anspornt, und wo die nothwendigsten Bedürfnisse des Lebens leicht zu erlangen sind. Wer auch nur einen Kokos-Baum besitzt, der läßt sich behaglich in seinem Schatten nieder: er verspeißt die Früchte, trinkt den Saft und verwendet das Del, die Blätter und Fibern zu seinem täglichen Bedarf. So lange dieser Eine Baum ihn und die Seinen nicht im Stiche läßt, pflanzt er keinen andern, und noch weniger kümmern ihn die übrigen Vegetabilien.

Neben der großen Unwissenheit und Trägheit des Auiaten ist es auch seine Antipathie gegen alle Neuerungen, die jeden Fortschritt zum Besseren fast unmöglich macht. Als unser Reisender den Bewohnern eines Dorfes in Ceilon sechs junge Kokos-Bäume zum Geschenk anbot und ihnen die Vortheile, die sie davon haben würden, auseinandersetzte, zauderten sie, das Geschenk anzunehmen, und entgegneten: „Warum sollen wir alles das thun? Unsere Väter und Großväter haben es nie so gemacht.“ Derselbe Antwort erhielt er, wenn er fragte, warum man die Kinder nicht lesen lehre. Ihre Aeltern hatten ja Nichts gelernt, und so konnten auch die Kinder darauf verzichten. In verschiedenen Orten fand unser Autor vernachlässigte und absterbende Fruchtbäume, die man vor einigen Jahren gepflanzt hatte. Alle seine Erfahrungen befestigten in ihm die Ueberzeugung, daß nur eine lange Zeit, unermüdbliche Geduld und eiserne Beharrlichkeit die zu Förderung der Civilisation nothwendigen Umgestaltungen bewirken könnten.

Kost Alles, was in dem Romane der edlen Miß für historische Wahrheit gelten will, ist die vollkommenste Unwahrheit, und den wenigen echten Thatsachen schiebt sie aus Unwissenheit falsche Motive unter. Sie klagt darüber, daß man so grausam sey, den Arbeiter halb nackt an sein Tagewerk zu schicken, und bedeutet nicht, daß es vielmehr Grausamkeit wäre, ihm in einer Hitze von 80 Grad F. Kleider aufzunähigen. Sie ahnt gar nicht, wie sehr man den Anbau europäischer Vegetabilien auf Ceilon begünstigt, sonst würde sie die folgenden leichtfertigen Worte ohne Zweifel gestrichen haben: „Wenn auf Ceilon Jemand Kartoffeln und Zwiebeln essen will, so muß er sie aus Bombay verschreiben; gelüftet ihm aber nach Erbsen und Kehl, so muß er warten, bis ein Schiff aus England ankommt (!)“ Auf allen Märkten Ceilons giebt es europäische Gemüse von jeder Sorte und dabei von vorzüglicher Qualität. Außer dem Erbsen, dem Kehl, den Kartoffeln u. s. w. wird auch der schmackhafte Holstol vom Kap, der hier vortreflich gedeiht, zum Verkauf ausgeboten.

Miß Martineau versteht es vortreflich, einen Riesen zu schaffen, und dann erlegt sie das Angeheuer wieder auf die zierlichste Weise von der Welt. Sie bildet sich ein, man verbiete den Bauern auf Ceilon, das Getränk Ghee an die Araber zu verkaufen — von welcher Nation, beiläufig bemerkt, höchstens zwanzig Individuen auf der Insel zu finden sind — und knüpft an diese Prämisse folgende scharfsinnige Bemerkung: „Wäre ein freier Verkehr erlaubt, so würde man eine Menge Bauern, mit ihrer ledernen Flasche auf der Schulter, am Morgen wie am Abend unter die Büffel-Heerden gehen sehen, die in dem üppigen Grün der Hügel weiden.“ Es mag gar bequem seyn, von dem Melken wilder Büffel zu sprechen, während man comfortabel in einem Englischen Kamine sitzt oder dem Geschäft einer Kuhwagd in einem Britischen Stalle zusieht; es ist aber ein ganz anderes Ding, den Hörnern und Hufen wilder und jügelloser Thiere sich auszusetzen, die an einen solchen Prozeß nicht gewöhnt sind. Auch bedarf es nicht erst eines obrigkeitlichen Verbotes, um ein Experiment zu verhindern, das mit der dringendsten Lebensgefahr verbunden wäre. Wir brauchen dem Leser übrigens kaum zu versichern, daß man der Ausfuhr des Ghee in

*) Van Sanden war Holländischer Gouverneur in Trincomale.

Ceilon eben so wenig Hindernisse in den Weg legt, als der Ausfuhr des feinen Tuches auf Britischem Boden.

Miß Martineau weiß auch die traurige Existenz der Zimmt-Schäler recht herabsetzend zu schildern und nimmt großen Anstoß an ihrem fäglichen Tagelohn, als der einzigen Ursache so großen Elendes. Unser Gewährmann aus Ceilon beweist ihr aber urkundlich, daß der Tageslohn eines solchen Arbeiters im Durchschnitt wenigstens 1 Schilling 3 Pence für den Tag beträgt und also um 150 Prozent besser ist, als der gewöhnliche Tagelohn. Sie läßt ihren Chef der Zimmtschäler darüber klagen, daß man die Leute nur mit Mühe davon abhalten könne, die kostbare Frucht des Zimmtbaums zu pflücken. Das ist für uns eine nagelneue Notiz: wer in aller Welt mag unserer Lady aufgebunden haben, daß man die Zimmt-Frucht für kostbar hält?! Alice (eine junge Dame in dem genannten Romane), die ein wunderbar scharfes Geruchs-Organ haben muß, wird ganz entsetzt von dem kostbaren Dufte, den die Rollen der Rinde versenden sollen. „Ob schon“, so sagt die Verfasserin, „die Hände der Arbeiter sehr lässig waren (aus Melancholie), wie es überhaupt zu gehen pflegt, wenn der Mensch nicht für sich selbst arbeitet — ob schon der Prozeß des Schärens unbehülflich war und eine Menge Material vergeudet wurde, so fiel doch eine solche Menge Rinde von unzähligen Ästen und Zweigen, daß Alice nicht begreifen konnte, was man daraus machen wollte.“ In diesem Satze sind wirklich eben so viele Absurditäten, als er Zeilen enthält. Die Zimmt-Schäler betreiben ihre Arbeit durchaus nicht lässig, weil sie hinreichenden Lohn dafür empfangen; denn der freie Arbeiter schälte im Jahre 1832 um genau denselben Lohn, der von 1828 bis 1831 dem gezwungenen Arbeiter verabsolgt wurde. Der Prozeß des Schärens ist ganz und gar nicht unbehülflich; er geht vielmehr so geschickt von Statten, daß in dieser Beziehung kaum etwas zu wünschen bleibt; und was das Arbeiten für sich selbst betrifft, so sind die Eingaleesen darin eben so gut bewandert, wie der Schneidergesell, der an einem Kleide näht, das der Kunde seines Meisters tragen soll.“

Miß Martineau beschuldigt die Regierung an mehr als Einer Stelle ihres Romane, daß sie den Ueberschuß des Zimmtes verbrennen lasse. Wieder eine absolute Unwahrheit! Dieser Ueberschuß wird vielmehr in Magazine deponirt, als Vorrath für den Fall einer schlechten Zimmt-Aernde. Ohne Zweifel hat die Miß einen großen Theil ihrer Notizen dem Herrn Maculloch zu verdanken, der in seinem Wörterbuche des Handels — aus Gründen, die er selbst am besten wissen muß — so viele Unwahrheiten in Betreff des Zimmt- und Perlen-Monopols aufsticht. Wir können hier nicht in die statistischen Details des Journals von Columbo eingehen und begnügen uns vorläufig mit der Schluss-Bemerkung, daß nur entweder unwürdige Motive oder die kraffteste Unkenntniß des Gegenstandes zu der Behauptung führen können, die Energie der Eingebornen werde durch Habsucht und Tyrannie niedergedrückt.

Das wahre Bedürfnis Ceilon's sind concentrirte Kapitalien, zum Bau und zur Anlage von Brücken, Landstraßen, Kanälen u. s. w. Diese werden die Energie der Eingebornen wecken und Mittel zum Transporte der Erzeugnisse darbieten. Nicht der Fleiß und die Thätigkeit des Eingaleesen, sondern die außerordentlichen Vortheile des Bodens und Klimas von Ceilon können die Hoffnung in uns nähren, daß diese Insel dereinst aller wohlthätigen Wirkungen eines glücklichen Verkehrs sich erfreuen werde.

Mannigfaltiges.

— Zur Geographie von Ungarn. Von dem neuen großen geographisch-statistischen Werke über Ungarn und dessen Nebenländer, von Alerius Jénves: „Magyar országnak 's a' hozzá kapcsolót tartományoknak mostani állapotja statistikai és geographiai leírata“ (Gegenwärtiger Zustand des Königreichs Ungarn und der damit verbundenen Länder, in statistischer und geographischer Hinsicht), ist der erste Band, der die Erdbeschreibung und Special-Statistik des Kreises jenseits der Donau enthält, im Druck erschienen (322 S. gr 8. Preis 2 Fl. 20 Kr. C. M.) Nach dem ersten Bande zu urtheilen, wird dieses aus den neuesten und besten Quellen geschöpfte Werk alle bisher erschienenen geographisch-statistische Beschreibungen von Ungarn übertreffen. Das Ganze wird aus 7 Bänden bestehen.

— Serbische Literatur. Hr. Simon Milutinovic, ein Serbe, der in Leipzig unter Professor Krug Philosophie studirte und außer seiner Epopee „Serbianka“, auch unter dem angenommenen Namen Eszdra Cosjovic, eine anziehende Sammlung Serbischer Volkslieder aus der freien Landschaft Czernogora (Montenegro), die sich bekanntlich nie unter das Türkenjoch gebeugt hat und von einem Bladisa oder Bischof der orientalischen Kirche regiert wird, und aus der Herzegovina, unter dem Titel: „Piewannia czernogorska i hercegovacska“ herausgegeben hat, ließ im vorigen Jahre eine „Istoria czernogore“ (Geschichte der Czernogora) in Belgrad erscheinen. Hr. Joseph Szécs in Rudna (früher in Carlowitz) hat in seinen „Szerb népdalok és hőszegék“ (Serbische Volkslieder und Helden sagen) aus dem letzten Werk eine noch nicht ins Deutsche übertragene Heldensage ins Ungarische überetzt.

*) Der Zimmtbaum hat an und für sich gar keinen Geruch; man muß erst ein Blatt oder einen Zweig abbrechen, wenn man von dem lieblichen Dufte etwas einschürfen will. Wohl aber wächst eine sehr lieblich duftende Blume in den Zimmtgärten, deren Geruch, den die Winde allerdings sehr weit tragen, schon oft mit dem des Baumes verwechselt worden ist.

**) Andere Irrthümer der Miß bedeuten zwar an sich wenig, sollten aber doch in einem statistischen Romane nicht vorkommen. So läßt sie die Zimmt-Rinde in den Gärten selbst verpacken, und zwar in hölzernen Kisten. Dies geschieht aber niemals. Der Zimmt wird aus den Gärten in Bündeln nach einem Vorrathshause geschafft, wo man ihn sortirt und dann zur Ausfuhr in Ballen packt.